

## SALIX WEIDENBAUM

## «Ich bin ein Baum. Das genügt.»

Ein bisschen wie ein Skelett sieht sie derzeit aus, die alte Weide beim Bootshaus an der Aare. Gegen den Himmel zeigt sie ihr Gerüst. Es ist eben Winter. Noch dreissigmal schlafen (oder weniger) und die Kätzchen fangen zu blühen an. Und bald steht der Baum wieder da in seiner ganzen hellgrünen Grösse und Pracht.



Esche trotzig aufrecht..

Bilder: kb



Gross und stark.

Ich bin alt. Wie alt, weiss ich nicht. Aber das ist auch nicht wichtig. Von meiner Sorte gibt es viele, in der Zählweise und Systematik der Menschen «etwa 450 Arten». Wir seien über die ganze Welt verstreut, drei Zentimeter bis dreissig Meter hoch, und sie nennen uns Silberweide, Trauerweide, Salweide, Korbweide und so weiter. Das hörte ich einmal eine Baumfreundin zu einer andern sagen. Die beiden lagen unter mir und schauten durch meine Zweige zum blauen Himmel hinauf. Ich für mich bin eine Weide, das genügt. Ich bin ein Baum, eigentlich würde schon das genügen. Oder dass ich lebendig bin und Teil der Welt. Jetzt bin ich nackt. Blattlos stehe ich da und stehe und stehe. Stehe noch, denn meine Existenz war mindestens einmal gefährdet. Als nämlich die dicke grimmige Biberin hier auftauchte und sich auch meinen Stamm vornahm. Die Menschen reagierten schon auf die ersten Rafeispuren und zäunten mich ein. Sonst wäre ich jetzt wohl gefallen wie meine Nachbarin, die Esche, Wasserliebhaberin wie ich. Beharrlich und hartnäckig machte die Biberin sich

an ihr zu schaffen. Über Wochen hielt die Esche stand an ihrem Uferbord. Lang nur noch durch einen dünnen Stammstreifen aufrecht gehalten fiel sie schliesslich doch. Immerhin, wenn ich wählen müsste, ergäbe ich mich lieber den Zähnen der Biberin als denen der Motorsäge. Aber ich lebe noch. Stehe noch. Asymmetrisch, doch aufrecht. Einer der letzten Stürme riss grobe Äste von meinem Stamm. Dass ich trotzdem nicht gefällt, sondern nur gestutzt wurde, ist mein Glück. Und ein Wunder. Habe ich doch vor einigen Jahren mit angesehen, mit ansehen müssen, wie der ganze Hang ohne Federlesens ausgeholt wurde. Kostensparend und rentabel, da radikal. Dass nicht auch ich diesem Effizienzdenken zum Opfer fiel, das «fällen statt aushauen» befiehlt, liegt, so vermute ich, daran, dass ich als Schattenspenderin gebraucht werde. Die Sommer werden immer heisser

**«Wir Bäume sehen, hören und bestaunen, was um uns herum geschieht. Einfluss nehmen können wir kaum.»**

und der kleine Rasen ringsum ist in der warmen Jahreszeit als Freizeit- und Liegeplatz zunehmend dicht bevölkert.

Ich sah und sehe viel. Derzeit ist der Fluss meist flaschengrün unter einem grauweissen Himmel. Am andern Ufer die Bäume. Kahl wie ich. Und neuerdings ein wichtigtuerischer gelber Kran. Mit starrer Haltung und einem einzigen Arm. Doch Höhe allein ist nicht alles. Wenngleich sie, zugegeben, einen Überblick ermöglicht. Auch ich überschau ja die Landschaft, vom Kraftwerk über das Wehr hinweg bis zur Autobahnbrücke am Himmel. Die Krähen krächzen mein Abendlied, die Schweine grunzen und quietschen, wenn der Bauer mit Futter ankommt. Die Füchse sah ich lange nicht, aber ich hörte sie bellen in der Nacht. Die Singvögel, die hier liebten und nicht nach Süden zogen, sitzen auf meinen Zweigen und zwitschern schon hie und da. Frühling liegt in der Luft, beunruhigend und verwirrend. Es ist erst Anfang Februar.

Am Mittag rennt die Bürowelt im Joggingrausch unter mir durch. Ich wundere mich, stehe und staune.

Auch abends und nachts wird gerannt, auf verbissene Stirnen sind Lampen montiert. Sie blenden und stören die Dunkelheit. Das alte Bootshaus zeigt immer neue Farbenpracht. Je nach Künstlern und Künstlerinnen, die an seinen Aussenwänden ihre Spraylust und Spraywut austoben. Die Kähne sind jetzt am Trockenen, nur hin und wieder liegt ein schönes neues Holzboot nah bei mir am Ufer vertäut. Hunde werden



über die Holzrugel des Vita-Parcours gejagt, Fitnessfreudige hüpfen freiwillig über die Hindernisse hinweg. Am Sonntag sind Menschenherden auf den Uferwegen unterwegs, bachauf und bachab.

Die Feuerstelle ist derzeit meist verlassen. Wenn's dann jedoch wieder wärmer wird, strömen allabendlich Leute herbei, junge vor allem. Sie entfachen Feuer und braten Fleisch, sie essen und trinken und schauen in die Flammen. Sie reden und hören Musik, leben aus, was ausgelebt sein will, und lärmern durch die Nacht. Mich stören sie nicht. Und die menschliche Nachbarschaft alarmiert nur selten die Polizei. Das ist gut.

Ich sehe und sah viel. Mein Fuss stand schon oft im Wasser, wenn die Aare über die Ufer trat. Macht nichts, meinesgleichen und ich, wir lieben die Feuchtigkeit. Umso schlimmer, wenn's lang nicht regnet. Wenn der Flussspiegel sinkt, während die Temperaturen steigen und die Fische in Panik tiefe, kühle Regionen suchen. Im milchigen Sommerwasser kann ich sie nicht sehen wie jetzt, da die Aare durchsichtig und dunkelgrün ist. Aber die Enten, die im ruhigen Winterfluss gemächlich ihre Kielspuren ziehen, erzählten mir davon.

Ich sah die Ertrunkenen vorübertreiben, bis zum Wehr oder weiter. Ich sah die Badenden schwimmen, still oder jauchzend und laut. Seit neustem auch im Winter. Das sei hip, hörte ich Leute sagen.

Wir Bäume stehen angewurzelt. Wir sehen, hören und bestaunen, was um uns herum geschieht. Einfluss nehmen können wir kaum, darum ist es gut, dass starker Regen von Zeit zu Zeit die Eindrücke von uns abwäscht. – Wir können nicht Einfluss nehmen. Doch wir sind einflussreich.

Selbstgespräch belauscht von Katrin Bärtschi



Die Biberin hat's geschafft.



Skelett gegen den Himmel.

+ 135 ebenso spannende Quartier-Chöpf-Portraits finden Sie auf [www.afdn.ch](http://www.afdn.ch)